

Room for Manoeuvre

**Ein Gespräch mit Petra Dannecker
über Arbeitsbedingungen in der globalen Textilindustrie,
über die Handlungsmacht von Arbeiter_innen und
Konsument_innen und über die visuelle Repräsentation
von Textilarbeit.**

Von Veronica Schramek und Georg Reiter

Petra Dannecker ist Soziologin und Leiterin des Instituts für Internationale Entwicklung der Universität Wien. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen Entwicklungssoziologie und Entwicklungspolitik, Geschlechterpolitik und internationale Frauenpolitik. Sie beschäftigt sich mit Globalisierungs- und Migrationsprozessen. Die umfangreichen Feldforschungen Ihres Dissertationsprojekts mündeten in die Publikation *Between Conformity and Resistance. Women Garment Workers in Bangladesh*, Dhaka: University Press Limited, 2002.

Wir befragten Petra Dannecker zu den Arbeitsbedingungen in der globalen Textilindustrie, zur Handlungsmacht von Arbeiter_innen und Konsument_innen sowie zur visuellen Repräsentation von Textilarbeit.

Reiter/Schramek: Wir würden gerne mit ein paar persönlichen Fragen beginnen. Wo kaufen Sie persönlich Ihre Kleidung ein? Würden Sie z.B. bei H&M einkaufen...?

Dannecker: Ich muss gestehen, dass ich tatsächlich für meinen Sohn bei H&M einkaufe. Einfach, weil es praktisch und unkompliziert ist, und es auch die Kleidung ist, die ihm gefällt. Wobei ich immer darauf achte, das Öko-Label bei H&M zu nehmen. Meine eigene Kleidung bestelle ich meistens. Auch einfach deshalb, weil ich keine Zeit zum Einkaufen habe. Und ehrlich gesagt: geschmacklich kann ich mich mit den Öko-Labels nicht ganz anfreunden. Ich versuche aber nicht zu viel zu kaufen und mich, was den Konsum betrifft, zurückzuhalten. Allerdings muss ich gestehen, dass ich gerade meinen Kleiderschrank aussortiert und mit Erschrecken festgestellt habe, wie viel drin ist. Also ich finde es auch sehr schwierig *nicht* zu konsumieren. Wobei ich allerdings auch sagen muss, dass mir die Forschung *gezeigt* hat, dass *erstens* die Sache mit den Labels immer noch schwierig ist, da *Fair Trade* und faire Produktion bei der Kleidung nicht so gut funktioniert wie bei anderen Produkten wie z.B. Bananen. Alles, was fair getradet ist, ist ja nicht unbedingt nachhaltig produziert. Ich glaube, im Bekleidungsbereich gibt es da noch große Lücken. Und *zweitens* glaube ich – weil Sie H&M gesagt haben –, dass es nicht nur eine Frage von H&M und anderen großen Marken ist, sondern dass sich auch teure Kleiderlabels, für die man im Laden vielleicht viermal so viel bezahlt, von den Produktionsbedingungen her nicht unbedingt unterscheiden. Ich finde es grundsätzlich schwierig, einen richtigen Weg zu finden, und darum verstehe ich auch, dass es für Menschen, die gar nicht informiert sind, eine noch viel größere Herausforderung darstellt.

Wo wurden die Kleider produziert, die Sie heute tragen?

Das kann ich Ihnen nicht sagen. Darauf habe ich beim Einkaufen nicht geachtet. Wie gesagt, ich bin keine moralische Instanz. Ich fliege auch, obwohl ich weiß, dass ich nicht so viel fliegen sollte. Aber grundsätzlich betreffen diese Fragen genau das Problem, das wir alle haben. Einerseits der Konsum und andererseits die Notwendigkeit, sich darüber zu informieren. Ich kaufe keine billige Kleidung, glaube aber nicht, dass es einen Unterschied macht.

Worüber gibt die Kennzeichnung des Produktionslandes Aufschluss? Ist ein T-Shirt, das in Portugal oder Rumänien produziert wurde, in der Regel »fairer« produziert als eines aus Bangladesch oder China?

Nein, überhaupt nicht. Wir wissen ja z.B. auch von Bekleidungsfabriken in Italien, in denen chinesische Arbeiter und Arbeiterinnen zu Bedingungen arbeiten, die nicht besser oder schlechter sind als diejenigen in Bangladesch. Ich glaube, auch bei den Labels stellt sich die Frage: Hat die Produktion wirklich dort stattgefunden? Denn von Schuhen beispielsweise wissen wir: Wenn in Italien die Schnürsenkel in die Ösen gesteckt werden, dann kann man »Made in Italy« drauf schreiben. Das ist natürlich bei Bekleidungsstücken anders, weil es ein Produktionsprozess ist. Aber grundsätzlich macht das inzwischen gar keinen großen Unterschied

mehr. Ich denke, dass wir ähnliche Produktionsbedingungen wie im globalen Süden nun auch im globalen Norden haben. Das ist für die heutige Situation charakteristisch und macht sie zum Teil auch so schwierig.

Was kann die Konsument_in tun, um für fairere Arbeitsbedingungen in der Textilindustrie zu sorgen?

Ich finde, dass wir an unserem eigenen Konsumverhalten arbeiten müssen. Dabei geht es vor allem auch um die Menge, die wir brauchen. Darum, sich dessen bewusst zu sein, dass neue Modetrends auch immer dazu gedacht sind, die Ausstattung des Kleiderschranks zu erneuern. Man muss sich, wenn man besonders billig und günstig einkauft, überlegen, ob ein T-Shirt wirklich unter diesen Bedingungen produziert werden kann. Das betrifft eher Konsument_innen wie mich, die es sich leisten können, auch stärker drauf zu achten. Ich glaube aber, wir haben in unserer Bevölkerung zunehmend Segmente, die sich nur ein T-Shirt von KiK oder anderen Billigmarken leisten können. Hier sollten wir primär bestimmte Bevölkerungsgruppen ansprechen, sie dazu auffordern ihren Konsum zu reflektieren und deutlich machen, wie alles im Produktionsprozess zusammenhängt und wie das eine das andere bedingt. Wir können und sollten alle etwas dazu beitragen, was aber natürlich auch mit mehr Arbeit und Aufwand verbunden ist. Es ist wie mit der Frage, wer in eine Food Cooperative gehen kann? Mit meinen Arbeitszeiten würde ich das nie schaffen, auch sind gruppenspezifische Diskussionsprozesse am Abend nicht meine Vorstellung von Freizeitbeschäftigung. Es stellt sich die Frage, für wen welche Prozesse auch möglich sind. Wir haben aber eine Verantwortung und aus der will ich mich weder rauswinden noch will ich mit dem Finger auf andere zeigen, weil ich selber weiß, wie schwierig es ist.

Beim Begriff der Fairness, der oft verwendet wird, schleicht sich manchmal das Gefühl ein, er diene in erster Linie der Beruhigung des Gewissens »westlicher« Konsument_innen. Wie sehen Sie das? Was können Sie mit dem Label »fair produziert« anfangen?

Aus persönlicher und wissenschaftlicher Perspektive finde ich, dass wir natürlich über »fair produziert« sprechen sollten, allerdings stellt sich die Frage: Wer definiert, was »fair« bedeutet? Ich glaube nicht, dass es ausschließlich an uns sein sollte zu definieren, was »fair produziert« bedeutet. Ich glaube, es muss immer kontextspezifisch definiert werden und zwar in erster Linie von jenen Akteur_innen, die primär involviert sind. Insofern ist »fair« kein globalisierendes Konzept, das für alle gleich gilt. Was fair ist, hängt vielmehr von den jeweiligen kontextuellen Bedingungen ab, es bedeutet in Bangladesch etwas anderes als in Deutschland oder in Österreich. Es gibt diverse Kampagnen in Asien, beispielsweise Kampagnen der *Asia Floor Wage Alliance*, die versuchen, überall gleiche Lohnkosten und Arbeitsbedingungen herzustellen, um die Migration der Produktionsstätten zu unterbinden. Aber selbst in diesem Fall ist das Problem, dass es lokal unterschiedliche Bedingungen und Vorstellungen darüber gibt, was fair bedeutet, und man sich nur ganz schwer auf gewisse Normen und Standards einigen kann,

weil diese eben sehr lokalspezifisch sind. Ich finde, »fair« ist ein wichtiges Moment, das aber vor Ort bestimmt werden sollte. Dann aber sollte es durchaus entlang von Güterketten diskutiert werden, um auch bestimmen zu können, was faire Preise für bestimmte Produkte wären. Die sollten sich natürlich nach den Vorstellungen über Lohn und Arbeitsbedingungen derer richten, die primär an der Produktion dieser Güter, Waren oder Bekleidungsstücke beteiligt sind. Gestern saß ich auf dem Podium einer Veranstaltung, bei der es um Migration und Entwicklung ging. Auch, wenn es dabei um ein anderes Thema ging: Es ist immer problematisch, wenn *wir* Programme, Projekte oder Diskurse im globalen Süden dominieren und uns dann wundern, wenn die Akteure im globalen Süden nicht begeistert sind von *unseren* Vorstellungen von Entwicklung. Bei den Produktionsbedingungen ist es ähnlich: Die Situation in Bangladesch ist – das muss man zur Kenntnis nehmen – einfach eine ganz andere, und sie sollte der Maßstab dafür sein, was faire Herstellung bedeutet.

Ein anderer möglicherweise problematischer Begriff ist jener der Fashion Revolution. Wir haben Sie ja kennen gelernt, als Sie im Rahmen des Fashion Revolution Days Österreich einen Vortrag gehalten haben. Der Fashion Revolution Day gedenkt alljährlich des Einsturzes des Fabrikgebäudes Rana Plaza in Bangladesch, bei dem über Tausend Textilarbeiter_innen und Menschen, die sich in dem Gebäude aufhielten, ums Leben kamen und etwa 2.500 Menschen verletzt wurden. Was kann »revolutionär« sein an dem Gedenken an eine solche Tragödie? Oder anders gefragt: Wessen Revolution ist es, von der hier gesprochen wird?

Der Begriff der Revolution würde sich primär darauf beziehen, dass wir unser Konsumverhalten ändern. Das würde ich als revolutionär betrachten. Für mich als Gast des *Fashion Revolution Days* wurde klar, dass das Ereignis von Rana Plaza als Anlass genommen wird, dass es aber darüber hinaus ein grundsätzlicheres, breiteres Anliegen gibt, nämlich auf Produktionsbedingungen und Abhängigkeitsstrukturen aufmerksam zu machen. Dafür eignet sich ein medienwirksames Event mehr als die Tatsache, dass in Bangladesch wahrscheinlich jedes Jahr 500 Arbeiter_innen bei Bränden in Fabriken umkommen. Revolutionär wäre es auch, politische Sanktionen durchzuführen. Und das absolut Revolutionäre wäre, wenn die Unternehmen und Firmen, die in diesem Gebäude produzieren ließen, die Verantwortung übernehmen würden. Viele Familien der Arbeiter_innen wurden nämlich noch nicht entschädigt. Es wurde viel gesprochen und viel versprochen, aber wenig umgesetzt, gemessen an den Opferzahlen und an den Folgeschäden wie Einkommensverlusten, Krankheitsverläufen und Verletzungen. Das aber sind Punkte, die eine ganz andere Ebene betreffen: Alle *Memorandums of Understanding* und Dinge wie die *Clean Clothes Campaign*, die die Firmen unterschreiben, könnten nur nachhaltig sein, wenn damit auch Sanktionen verknüpft wären. Das aber ist nicht der Fall. Ich verstehe, dass es zur Mobilisierung wichtig ist, bestimmte Ereignisse in den Vordergrund zu stellen, aber es besteht dabei immer die Gefahr, nur auf die Opfer zu fokussieren. Das

ist wie wenn *Brot für die Welt* oder *Licht für die Welt* sozusagen mit den kleinen schwarzen Kindern werben. Es ist ein ähnliches Moment. Wir müssen aufpassen und uns fragen: Was wird hier konstruiert?! Die Fabrikarbeiter_innen nur als Opfer des globalen Kapitalismus wahrzunehmen, mit dem wir nichts anfangen können – auf dieser Basis lassen sich keine Strategien entwickeln. Doch genau darum geht es doch im *global learning*: Mit den ganzen Fakten, die so unheimlich weit weg sind und die wir ständig präsentiert bekommen, produktiv umzugehen und daraus Strategien zu entwickeln, sodass sich unser Verhalten und unser Konsum nachhaltig verändern.

Was ich nicht glaube, ist, dass aus den Arbeitsbedingungen in den entsprechenden Ländern selbst revolutionäre Bewegungen entstehen werden. Das wird schon lange diskutiert, auch theoretisch. Aber es sind keine Revolutionen zu erwarten. Dass die Arbeiter und Arbeiterinnen aufstehen und sich global-regional zusammenschließen, eine solche Art der Revolution wird es, glaube ich, nicht geben.

Die Arbeitsbedingungen sind vielerorts schlecht. Auch in Österreich müssen sich viele Menschen mit Jobs plagen, die anstrengend und erniedrigend sind. Die Textilarbeit scheint aber eine Sonderrolle einzunehmen und besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das mag historische Gründe haben. Schließlich haben die Textilfabriken und der Handel mit den entsprechenden Rohstoffen (v.a. Baumwolle) eine zentrale Rolle in der Entwicklung des Kapitalismus gespielt. Ein weiterer Grund ist bestimmt, dass diverse Katastrophen (wie der angesprochene Einsturz von Rana Plaza) mediale Aufmerksamkeit nach sich gezogen haben. Wie sehen Sie das? Warum gibt es für die Arbeitsbedingungen im Bereich der Textilindustrie ein erhöhtes Maß an Aufmerksamkeit? Warum interessieren Sie sich persönlich in Ihrer Forschung dafür? Hängt dieses gesteigerte Interesse vielleicht auch mit Spezifika der globalen Textilindustrie zusammen oder - um noch ein bisschen bei der Fashion zu bleiben - mit Spezifika der Mode?

Das hat sicherlich historische Ursachen. In der Industrialisierung und im Kolonialismus hat der Textilbereich immer eine ganz wichtige Rolle gespielt. Ich denke, das ist *eine* Ursache. Ich glaube aber auch – und hier gibt es Parallelen zum Thema Ernährung –, dass es ein Bereich ist, der unseren Alltag ganz stark betrifft. Wir müssen essen, wir müssen uns anziehen. Jede_r hat dazu etwas zu sagen, jede_r kann mitreden, jede_r hat eine Meinung. Es ist auch ein ganz wichtiger Bereich der Distinktion. Das fand ich auch an dieser Veranstaltung so interessant. [Gemeint ist das *Take Festival*, in dessen Rahmen der oben bereits angesprochene *Fashion Revolution Day* begangen wurde. Das *Take Festival* bezeichnet sich selbst als »zeitgenössisches Festival für Mode, Musik, Kunst, Performance und Film in Wien«. – Anmerkung V.S./G.R.] Man hat schon allein rein optisch gesehen, dass dabei eine Community zusammenkommt, die sich auch präsentiert. Mit Bourdieu gesprochen wird Kleidung hier zu einem wichtigen Distinktionsmerkmal. Mode hat viele verschiedene Funktionen; wir interessieren uns für sie. Vielleicht weniger für die Herstellung. Aber ich glaube,

ganz losgelöst wird das nicht diskutiert. Das ist ähnlich wie mit dem Essen: Bestimmte kulturelle Praktiken und Symbole werden gesellschaftlich relevanter, weil man sich durch sie von anderen abgrenzt. Das betrifft auch die Frage, was ich esse und was nicht. Das alles stellt einen Teil unseres gelebten Alltags dar.

Ich glaube, wir sprechen hier über einen ganz großen Sektor. Der Bekleidungssektor ist weltweit gesehen ein ganz wichtiger, einer, in dem die technologischen Innovationen nicht die menschliche Arbeitskraft ersetzen können. Man kann die unterschiedlichen Produktionsschritte nicht automatisieren bzw. wäre das Automatisieren deutlich teurer als das, was wir im Moment beobachten. Man könnte auch nicht so schnell auf Veränderungen reagieren, sei es auf Veränderungen bezüglich der Produkte selber oder auch auf die Nachfrage, die sich ja ständig ändert. Wir haben es mit einem sehr schnelllebigen Sektor zu tun. Das, was für nächstes Jahr produziert wird, wird mit Sicherheit nächstes Jahr *nicht* für übernächstes Jahr produziert werden.

Ich persönlich habe mich aus dem Grund mit diesem Sektor beschäftigt, weil er der Arbeiterinnen wegen so präsent ist, und weil dieser Sektor für mich, die ich schon länger in Bangladesch geforscht habe, die Stadt stark verändert hat. Der öffentliche Raum war sehr männlich dominiert und ist es natürlich immer noch. Frauen waren nur ganz, ganz selten zu sehen. Plötzlich aber gibt es diese jungen Frauen, die das Straßenbild verändern und auch andere Veränderungen implizieren: dass plötzlich Straßenverkäufer dasitzen und Schmuck verkaufen. Ich finde, das waren sehr sichtbare Veränderungen. Es ging mir nicht um die Produktion an sich, sondern um die sozialen, gesellschaftlichen, geschlechtsspezifischen Veränderungen, die die Auslagerung von Produktionsstätten und die Inklusion von Frauen als Arbeiterinnen in den Fabriken mit sich bringen. Das war mein soziologisches Interesse an dem Thema, das einfach sehr gegenwärtig war. Gerade auch als Frau – ich war auch noch jünger – in einer so männlichen Öffentlichkeit zu forschen, ist eine besondere Erfahrung. In Bangladesch, das ein durchaus stark muslimisch geprägtes Land ist, hatte ich eine andere Erfahrung des eigenen Frau-Seins. Nun veränderten sich der Kontext und die Öffentlichkeit. Da setzte mein eigentliches Interesse ein. Mir ging es nicht um die ökonomischen Fragen der Produktion, sondern vor allem um die Frage, wie eine ökonomische Transformation Gesellschaften, Geschlechterverhältnisse und Machtstrukturen lokal verändert. Wir diskutieren diese Frage viel zu wenig, denn die Globalisierungsprozesse, über die wir immer sprechen, sind nicht geschlechtsneutral, sondern ganz stark geschlechtlich strukturiert. Die spannende Frage ist: Was bedeutet das lokal und wie verändert es Gesellschaften?

Sie betonen, dass diese Frauen als Akteure mit politischer Agency aufzufassen sind.

Oder mit einer Agency. Sie muss nicht unbedingt politisch sein.

Und Sie plädieren für ein Reden *mit* diesen Akteurinnen und sprechen Probleme an, die ein bloßes Reden *über* sie mit sich bringt. Aber bleiben wir vielleicht vorerst bei der Agency. Was wären Widerstandsformen im

Fabrikkontext? Und was wäre ein Empowerment, das darüber hinaus geht?

Ich halte den Begriff des Empowerment und die Idee der Selbstermächtigung für schwierig. Worum es mir primär geht, ist, die Frauen nicht nur als Opfer zu sehen. Das finde ich ganz wichtig und aus einer Entwicklungsforschungsperspektive besonders relevant, weil die Opferperspektive die Menschen dazu verleitet, die *Anderen* als Hilflose wahrzunehmen, denen *wir* dann letztlich helfen müssen. Dies ist eine Perspektive, die weder ich noch wir hier am Institut für Internationale Entwicklung einnehmen wollen, auch nicht in Bezug auf andere Entwicklungsprozesse, die zu beobachten sind.

Wenn ich über Agency spreche, geht es mir nicht darum zu sagen, dass es diese Strukturen nicht gäbe, Strukturen, die sich negativ auf die Frauen oder die Arbeiterinnen auswirken. Die Analyse findet in diesem Kontext statt, einem Kontext, der von Machtstrukturen und Ungleichheiten und natürlich auch geschlechtsspezifisch durchzogen ist, und den sich internationale Organisationen auch zunutze machen. Bestehende Geschlechterverhältnisse werden in Fabriken inkorporiert, z.B., um Macht auszuüben oder um zu legitimieren, warum die Löhne so niedrig sind. Lokale Machtstrukturen werden – auch zur Reduktion der Produktionskosten – in Arbeitsprozesse inkorporiert. Trotz dieser strukturellen Rahmenbedingungen ist es mir wichtig zu betonen, dass die Frauen nicht nur Opfer sind, sondern durchaus Handlungsmöglichkeiten haben und es für sie einen *room for manoeuvre* gibt, dass es Formen des Widerstands gibt und Formen, sich zu positionieren, für sich das Bestmögliche aus den unterdrückenden Strukturen rauszuholen. Wir reden dabei nicht über eine große politische Mobilisierung – ich glaube, genau damit haben die Gewerkschaften ein Problem –, sondern über die alltäglichen Strategien des Widerstands. In der feministischen Literatur diskutieren wir das schon sehr lange, auch in Bezug auf andere Bereiche. Ich finde es z.B. spannend, wie bestimmte Geschlechtererwartungen im Arbeitskontext genutzt werden: etwa zu wissen, dass die männlichen Supervisoren bestimmte geschlechtsspezifische Reaktionen zeigen müssen, wenn man heult oder weint. Die Sexualisierung von Arbeitsbeziehungen ist ein generelles Thema. Ich habe mit einer Gewerkschaftsrepräsentantin gesprochen, die mir wörtlich gesagt hat – und das hat mich nachhaltig beeindruckt –, ich solle sie mal ansehen, sehen, wie hässlich sie sei. Sie habe keine anderen Möglichkeiten als die Gewerkschaftsarbeit, ihre Arbeitsbedingungen in der Fabrik zu verbessern oder sich Freiräume mit den männlichen Supervisoren auszuhandeln. Geschlechtsklischees und Erwartungen werden hier sehr produktiv eingesetzt, um den anderen dazu zu zwingen, gewisse Zugeständnisse zu machen, weil in einer Gesellschaft, in der Sexualität tabuisiert ist, es ein ganz wichtiges Moment darstellt, Grenzen zu übertreten oder den anderen dazu zu zwingen in einer gewissen Weise zu handeln.

Bei diesen Fragen der Handlungsmöglichkeiten geht es auch darum, wie z.B. Räume genutzt werden, wie Informationsaustausch stattfindet, wie man sich über bestimmte andere Fabriken austauscht, in denen vielleicht mehr Lohn bezahlt wird. Es gab Fabriken, in denen 50 Arbeiterinnen von einem Tag auf den anderen nicht mehr kamen. Denn sie fühlten sich

verständlicher Weise nicht verantwortlich und haben ganz einfach die Fabrik gewechselt. So wie manche Fabriken einfach schließen und die Arbeiterinnen und Arbeiter vor verschlossenen Türen stehen.

Worum es mir geht, ist, dass innerhalb dieser Strukturen durchaus Formen des Widerstandes stattfinden. Wir müssen darüber nachdenken, was wir unter Widerstand verstehen und was als politisch verstanden wird. Die Frauen aus der Frauengewerkschaft, mit denen ich gearbeitet habe, haben z.B. nie verstanden, warum die Fabrikbesitzer Gangs schickten, die abends in die Gewerkschaftsräumlichkeiten kamen und die Frauen bedrohten. Denn sie verstanden ihre Arbeit als absolut unpolitisch: Gesundheitsinformationen, Alphabetisierungskurse, Aufklärung über Rechte, Informationen über Verhütung. Das waren für sie keine politischen Themen. Politik war für sie das, was auf einer parteipolitischen Ebene stattfindet oder was die Gewerkschaften machen. Sie hatten eine andere Vorstellung davon, was politisch ist. Aber die Reaktionen auf ihre Aktivitäten zeigen natürlich, dass sie durchaus als politische Akteure wahrgenommen wurden. Ich glaube, darum geht es. Es handelt sich nicht um Prozesse, die initiiert werden, bei denen eine Gruppe bewusst sagt: Wir wollen Strukturen verändern – oder: Wir wollen bestimmte ökonomische Strukturen hinterfragen. Sondern es handelt sich darum, dass bestimmte Aktivitäten von anderen als Bedrohung und sehr politisch wahrgenommen werden.

All das mag relativ klein klingen im Vergleich dazu, wie böse die großen Strukturen sind: die Globalisierung und der Neoliberalismus. Aber ich glaube, wir kommen nicht darum herum darauf zu achten, in welchen unterschiedlichen Arten und Weisen auf diese großen Strukturen reagiert wird, welche Organisationsformen sich in spezifischen Kontexten herausbilden und wie wir diese entsprechend unterstützen können. Gerade vor dem Hintergrund anderer Arbeitsmöglichkeiten – in Bangladesch wäre das vor allem die Hausarbeit, in totaler Abhängigkeit, im Wohnen, Leben und Arbeiten – vor diesem Hintergrund also war das wirklich eine Form von Empowerment: aus einem kontrollierten Umfeld herauszutreten und in der Fabrik zu arbeiten.

Zum Raus-Kommen haben wir uns in unserer künstlerischen Arbeit auch Gedanken gemacht. Zuerst würden wir mit Ihnen aber gerne noch über ein weiteres zentrales Thema ihrer Forschungen sprechen: die geschlechtsspezifische Konstruktion von Qualifikation. Was ist im Kontext weiblicher Textilarbeit darunter zu verstehen?

Die Konstruktion von Qualifikation ist nicht nur geschlechtsspezifisch, sondern – wie an der aktuellen Migrationsdiskussion zu sehen ist – auch ganz stark mit Nationalität und Ethnizität verknüpft. Das zentrale Argument lautet, dass deshalb so viele Frauen in Textilfabriken tätig sind, weil es sich um unqualifizierte Tätigkeiten handelt. Qualifikation ist nun aber etwas, das konstruiert wird. Letztlich lassen sich in einem Bereich wie dem Bekleidungssektor die Produktionskosten nur über die Arbeitskosten reduzieren. Produktionskostensenkung ist natürlich das Ziel der Textilproduzenten. Das ist auch der Grund für die Auslagerungen der Produktion in sogenannte Billiglohnländer. Dass Qualifikation einem Konstruktionspro-

zess unterliegt, sieht man auch anderweitig, beispielsweise in der europäischen Geschichte. Sobald es Tätigkeitsfelder gibt, in die vor allem Frauen hineinströmen, wird die Tätigkeit abqualifiziert und geringer bezahlt. In Bezug auf Bangladesch ging es mir um Folgendes: Die sogenannten natürlichen Fähigkeiten der Frauen, für die sie qua Geschlecht und Biologie prädestiniert zu sein scheinen, z.B. an Nähmaschinen zu arbeiten – das Klischee der asiatischen Arbeiterin mit den *nimble fingers* – stehen jenen Fähigkeiten gegenüber, die man Männern zuspricht: Durchsetzungsfähigkeit und die Fähigkeit, andere leiten zu können. Beides wird biologisch argumentiert, dennoch werden die Fähigkeiten der Männer als höher qualifiziert definiert, also konstruiert, und darum auch besser bezahlt. Dieses Problem besteht in vielen weiteren Bereichen, siehe etwa die Hausangestellten in Asien. In Malaysia verdienen philippinische Hausangestellte dreimal so viel wie indonesische. Argumentiert wird, dass philippinische Frauen besonders gut für die Arbeit im Haushalt geeignet seien. Neben der Kategorie Geschlecht als natürliche Qualifikation kommt hier noch die Nationalität hinzu. Man kann daran erkennen, wie der Konstruktionsprozess läuft. Sind nun alle Frauen besonders prädestiniert oder nicht?! Das ist in Deutschland oder Österreich übrigens genauso. Ich sehe das in jeder Berufungskommission, in der ich Mitglied bin.

Wir möchten nun auf Fragen der visuellen Repräsentation von Textilarbeiter_innen zu sprechen kommen, die für unsere künstlerische Arbeit »Inside and Outside the Shop« bedeutsam waren. Ein zentrales Motiv unserer Arbeit war das *Raus-Kommen*. Wie groß ist der Gewinn von diesem *Raus aus dem Haushalt*, wenn es dann gleich wieder *rein in eine Fabrik* geht, in der erst recht wieder geschlechtlich kodierte Hierarchien und schlechte Arbeitsbedingungen herrschen? Eine unserer Überlegungen war, dass es vielleicht dazwischen, zwischen Haushalt und Fabrik, einen öffentlichen Raum der Sichtbarkeit gibt, der anderen Gesetzen unterliegt.

Sie argumentieren entlang des Unterschieds *privat* und *öffentlich*, und sehen in der Fabrik eine totale Institution, mit spezifischen Formen der Kontrolle, mit spezifischen Formen der Überwachung...

Ja, genau.

...ganz im Goffmanschen Sinn. Man könnte argumentieren, dass in Familien Machtstrukturen geschlechtsspezifischer Art existieren und dass diese in die Fabrik übertragen werden. Zum Teil passiert dies sicherlich. Es gibt in den Fabriken z.B. fiktive Verwandtschaftsbeziehungen, die es den Frauen ermöglichen ihre Zusammenarbeit mit Männern zu legitimieren. Der Vorarbeiter wird dann zum Beispiel großer Bruder oder Cousin genannt. Es gibt dazu diverse Studien. Insofern haben Sie Recht. Wir haben es mit zwei sehr stark kontrollierten Institutionen zu tun. Wobei in der Fabrik nicht nur die Männer die Frauen kontrollieren. Die Frauen kontrollieren sich auch sehr stark gegenseitig, weil es um die Reputation der Fabrikarbeiterin in der Gruppe geht und weil abweichendes Verhalten einer den Ruf aller gefährdet. Es herrschen also ähnliche Formen der Kontrolle und Beobachtung. Aber

ich glaube, dass es in beiden Bereichen auch Freiräume und Handlungsmöglichkeiten gibt, Macht, die Frauen und Töchter haben. Die Fabrikarbeit bringt auch die Möglichkeit mit sich, mit anderen Frauen zusammen zu sein, Frauen, mit denen man in keinem Verwandtschaftsverhältnis steht. Beim Austausch miteinander, in einer speziellen Altersgruppe, geht es auch ganz einfach darum, gemeinsam Spaß zu haben, sich über Kleidung, Schmuck und Männer auszutauschen. Es ergeben sich auch neue Lebens- und Arbeitsbedingungen, neue Wohnbedingungen. Frauen tun sich zusammen, wohnen zusammen. Neue Formen der Interaktion und der Sozialkontakte entstehen.

Für *uns* ist es, denke ich, schwer vorstellbar, aber es gibt Freiräume, die nicht unbedingt öffentlich sind. Die Trennung öffentlich-privat hat auch etwas sehr Künstliches. Die Übergänge sind hier fließend. Das Sichtbar-machen und das Sichtbar-werden ist wichtig; ebenso der Konsum, der entsteht und den man nicht unterschätzen darf. Ich habe vorhin von den Händlern gesprochen, die z.B. Plastikringe verkauft haben. Auch wenn es nur Kleinigkeiten waren: Eigenes Geld zu haben und Dinge kaufen zu können, war für die Frauen besonders wichtig.

Die künstlerische Arbeit, in der wir uns mit dem Motiv des Raus-Kommens beschäftigt haben, trägt den Titel »Inside and Outside the Shop«. Wobei mit Shop sowohl das Geschäft gemeint ist, in dem wir in Mitteleuropa Kleidung einkaufen, als auch die Fabrik, in der diese Kleidung produziert wird. Beispielsweise in Bangladesch. Die Frage, die wir uns gestellt haben, war: Wie kann dieses Rauskommen aussehen? Raus aus dem Shopping-Wahn. Aber auch raus aus schlecht bezahlter, entfremdeter, gesundheitsschädigender, manchmal sogar tödlicher Arbeit. Die künstlerische Aufgabe, das Raus-Kommen oder Raus-Wollen oder auch das Gegen-den-eigenen-Willen-drinnen-Stecken darzustellen, ist gar nicht so einfach zu lösen. Es gibt zum einen die Bilder, die die Idiotie des Massenkonsums darstellen. Diese Bilder liefern die Massenmedien in Hülle und Fülle. Andy Warhol hat gezeigt, dass es vollkommen ausreicht, diese bestehenden Bilder zu wiederholen, denn sie entlarven sich quasi von selbst. Man kann damit aber nicht viel mehr zeigen als ein Feststecken im Shop – Shop im ersten Sinn von Konsumort. Dieses Vorgehen erschien uns also zu simpel. Schwieriger und zugleich reizvoller erschien uns die Frage, wie man das Drinnen-Stecken der Arbeiter_innen zeigen könnte. Natürlich läuft man mit einem solchen Vorgehen Gefahr, in ein *Sprechen über* zu verfallen. Und doch erschien uns die Überlegung reizvoll, dass es vielleicht einen gemeinsamen Traum des Raus-Kommens geben könnte, der uns mit Arbeiter_innen in Textilfabriken verbindet – bei aller Differenz im *Wie* und im *Warum* und in vielen Details! Wir haben also versucht eine Metapher zu bilden und zu zeigen, dass es ein Innen und ein Außen von beiderlei Shops gibt. Und zumindest ein Minimum an gemeinsamer Erfahrung. Wir haben behauptet, dass diese Innenräume oft Zonen der Unfreiheit, der Überwachung und der Kontrolle sind. Uns war aber genauso wichtig zu bedenken, dass sich diese zwei Arten von Shop auch

unterscheiden. Sie unterscheiden sich für uns v.a. an dem Punkt, dass das meiste, was in der Fabrik passiert, unseren Augen entzogen ist. Diese Tatsache der Unsichtbarkeit von Arbeit, dieses „No admittance except on business“ haben wir zum zentralen Motiv unserer Arbeit gemacht. Die Frage nach einer visuellen Repräsentation von Textilarbeit ergab also folgende vorläufige Diagnose: Sichtbar machen lässt sich für uns eigentlich nur diese Unsichtbarkeit. Dieses „No admittance...“ Und vielleicht auch dieser (potentiell geteilte) Wunsch, rauszukommen. Nun zu unserer Frage: Kann/darf/soll man die Arbeiter_innen zeigen? Wer zeigt sie in der Regel massenmedial? Und auf welche Art und Weise? Und schließlich: Wie positionieren Sie sich als Wissenschaftlerin zu den Arbeiter_innen und deren Agencies? Und wie sehen Sie das Verhältnis Bild und Text?

Ich anonymisiere immer, allerdings nicht um eine Unsichtbarkeit, sondern um einen gewissen Schutz herzustellen. Die Produktion von Wissen ist immer auch mit einer gewissen Verantwortung verknüpft, weil wir nicht wissen können, was mit diesem Wissen eigentlich passiert. In diesem Punkt können wir noch so reflexiv im Forschungsprozess sein. In dem Moment, in dem die Sachen veröffentlicht werden, ist unserer Kontrolle entzogen, wie das Wissen eingesetzt und verwendet wird. Bei künstlerischen Produkten ist dies auch nicht anders.

Die Frage könnte sein, ob man das Raus-Treten, das Innen und das Außen, vielleicht auch über die Produkte darstellen könnte. Über ein T-Shirt z.B., indem man den gesamten Prozess eines solchen Produkts zeigt – und vor allem die Leerstellen. Es passiert viel, bis ein T-Shirt bei H&M liegt.

Ich persönlich bin skeptisch, was Darstellungen von Arbeiter_innen angeht, und zwar grundsätzlich, weil es sehr viele ethische Fragen aufwirft. Eine Kleidungsfabrik, eine Nähmaschine nach der anderen: Wir alle kennen diese Bilder, haben sie schon oft gesehen. Wer aber fragt danach, ob die Menschen, die Personen überhaupt abgebildet werden wollen? Das ist die erste Frage. Die zweite ist: Wie werden sie dargestellt und welche Bilder werden damit übermittelt? Bilder, die wir ebenfalls nicht beeinflussen können. D.h. Menschen werden wieder als die *armen Anderen* dargestellt, denen *wir* helfen müssen; deren Schicksal *wir* mobilisieren müssen, um Leute *hier* zu mobilisieren, vielleicht zwei T-Shirts weniger im Jahr zu kaufen. Es stellen sich hier ethische, forschungsethische Fragen.

Die Frage wäre auch, wie das aussieht, wenn sich die Botschaften an Kreise außerhalb wissenschaftlicher Communities richten...

Ja, bildliches Material ist da natürlich viel anschaulicher...

...und es lassen sich *messages* damit transportieren und mögliche Gegengewichte herstellen zu den Bildern, die wir nicht so gerne sehen, die es aber massenweise gibt.

Haben Sie denn über ein Textil nachgedacht, ein Stück.

Ja, wir hatten die Überlegung, ein T-Shirt ins Zentrum der Arbeit zu stellen; das T-Shirt als

Protagonisten einer Erzählung zu begreifen. Aber dann ergibt sich das Problem, dass die menschliche Arbeit nur noch abstrakt gefasst werden kann. Und genau das wollten wir vermeiden.

Ihre Frage impliziert auch ein Verhältnis. Wollen vielleicht beide raus? *Wir* aus dem Konsum. Die *anderen* aus den Arbeitsbedingungen. Die Frage des Wir in diesem Kontext kann wissenschaftlich gesehen über die Mobilisierung entlang von Güterketten stattfinden. Es ist eine Strategie, die bereits zum Teil umgesetzt wird, die aber noch viel Potential in sich birgt. Es geht darum, eine soziale Bewegung oder eine gewerkschaftliche Struktur zu etablieren, die Menschen analog einer Güterkette mobilisiert und die Produzent_innen mit jenen, die eine Mittlerrolle einnehmen, und mit den Konsument_innen zusammenführt, und zwar über das Konsumverhalten eines bestimmten Produkts. Zum Teil passiert das bereits: Beispielsweise bei den FoodCoops – hier geht es um eine Kooperation zwischen Produzent_innen und Konsument_innen; darum, bestimmte Bereiche auszuschalten, wie den Zwischenhandel. Das wäre ein Beispiel dafür, wie in der landwirtschaftlichen Produktion versucht wird, eine Verbindung herzustellen. Die Frage ist weniger, ob beide raus oder rein oder drinnenbleiben wollen, sondern wie man für Verknüpfungen sorgen und wo man gemeinsame Schnittstellen finden kann.

Oder wie sich die Produktionsweisen ändern können.

Ja, genau.

Aber ändern sie sich denn wirklich, v.a. in einem globalen Maßstab? Oder anders gefragt: In welche Richtung entwickelt sich Ihrer Meinung nach die globale Textilproduktion? Und: Wo sehen sie die ernstzunehmenden Alternativen?

Ich finde nicht, dass sich etwas zum Besseren entwickelt, was wiederum sehr bedenklich ist. Ich glaube, das liegt daran, dass sich nichts an unserem Konsumverhalten ändert und dass keine Veränderungen in der Modeindustrie stattfinden, wo das Schnelllebigere vorherrschend ist. Das Schnelllebige stellt natürlich ein kapitalistische Muster dar: Der Kapitalismus lebt davon, permanent eine neue Nachfrage zu schaffen. Die Produktion in diesem Bereich ist so günstig, dass keine großen technischen Innovationen zu erwarten sind. Es wird auch nicht investiert. Solange die Produktionsbedingungen so günstig sind und die Arbeitskraft so billig ist, macht es keinen Sinn, viel Geld in technologische Innovationen zu investieren. Auch das ist ein kapitalistisches Prinzip. Wichtig wäre, stärker an den Labels und Zertifikaten zu arbeiten, gewisse Standards und Normen zu definieren und die Nichteinhaltung zu sanktionieren. Ein wichtiges Ziel der *sustainable development goals* fokussiert auf den Konsum und darauf, das Verhältnis von Produktion und Konsum zu verändern. Dieser wichtige Ansatz muss auf globaler Ebene diskutiert werden. Die Umsetzung solcher *sustainable development goals* ist natürlich wieder eine andere Sache. Die Fabriken des Textilsektors wandern und die Frage ist, wohin sie noch wandern können. Im Prinzip wandern sie schon wieder zurück. Sie

Inside and Outside the Shop
Von Georg Reiter und Veronica Schramek
Room for Manoeuvre
Petra Dannecker im Gespräch mit Georg Reiter und Veronica Schramek

Realisiert im Rahmen von »Betriebssystem Moden & Styles: An Editorial Project« – Praxen der Intervention und Kommunikation – Simonetta Ferfaglia, Heinrich Pichler
Moden und Styles / Akademie der bildenden Künste Wien, 2016

werden in Anbetracht der aktuellen Wander- und Fluchtbewegungen sicherlich eher wieder zu *uns* zurück wandern, weil wir perspektivisch gesehen genau die Arbeitskräfte haben, die gezwungen sein werden, für wenig Geld zu arbeiten. Außerdem würden dann zum Teil auch noch die Transportwege wegfallen. Diese Gefahr sollte man sicherlich im Auge behalten.

Sie haben die Labels und Zertifikate angesprochen. Sehen Sie weitere Alternativen zur gegenwärtigen globalen Textilproduktion?

Wie bereits erwähnt finde ich die Idee der *Asia Floor Wage Alliance* spannend, deren Ziel es ist, die Löhne und Arbeitsbedingungen in allen asiatischen Ländern gleich zu gestalten, um zu verhindern, dass die Produktionsstätten von einem Land ins andere wandern. Dies wäre auch für Europa sinnvoll. Aber natürlich gibt es immer Mechanismen und Strategien, die das unterlaufen. Unlängst gab es einen Bericht in der *Zeit*: Nordkoreanische Arbeiter und Arbeiterinnen werden nach Polen geschickt, um dort in der Landwirtschaft zu arbeiten, und zwar zu unglaublichen Bedingungen. Es handelt sich um ein Programm der nordkoreanischen Regierung. Solange solche Möglichkeiten bestehen, solange wir keine globalen Regelungen haben, solange wird es natürlich sehr schwierig bleiben. Das Problem ist, dass wir nur Regelungen für Nationalstaaten haben. Alles, was über diese Ebene hinausgeht, entzieht sich der Kontrolle. Hier fehlen uns die globalen Organisationen und Strukturen zur Kontrolle. Ein weiterer Punkt ist, dass niemand ein Interesse daran hat.

Eine Frage zum Abschluss. Der Begriff der Nachhaltigkeit ist einige Male in unserem Gespräch gefallen. Was verbinden Sie mit diesem Begriff? Lassen sich mit ihm Zukunftsperspektiven verknüpfen?

Mit Sicherheit. Für den Textilbereich ist der Nachhaltigkeitsbegriff in jedem Fall wichtig. Ich denke an drei Säulen: 1.) Ökologisch nachhaltig zu produzieren. Auch in Bangladesch. Es geht nicht nur darum, dass die Arbeitsbedingungen schlecht sind, sondern auch darum, dass die Umwelt extrem verschmutzt wird. Kinder etwa baden in Flüssen, in die giftige Chemikalien aus dem Textilfärbeprozess geleitet werden. 2.) Die ökonomische Nachhaltigkeit. Hier geht es um die Qualität der Arbeitsbeziehungen und um den gerechten Lohn. Da würden auch Fragen der *Green Economy* dazu gehören, die nicht den Kapitalismus oder die ökonomische Globalisierung in Frage stellt, sondern der es vor allem um eine *grüne* Entwicklung geht. Ein wenig Augenauswischerei ist das natürlich schon dabei, da hier keine strukturelle Veränderung angestrebt wird, sondern Symptome bekämpft werden. Aber für viele Kontexte ist es trotzdem wichtig und wäre schon einmal ein Gewinn. 3.) Die soziale Nachhaltigkeit. Hier spielen zahlreiche unterschiedliche geschlechtsspezifische Dimensionen hinein, Fragen von reproduktiven Rechten und vieles andere. Wir müssen nur darauf achten, dass wir den Nachhaltigkeitsbegriff nicht für alles verwenden. Diese Tendenz gibt es im Moment. Nachhaltig wäre in jedem Fall, wenn wir weniger konsumieren, unsere Kleider länger tragen und bewusster mit den Ressourcen umgehen würden. In der Regel sehen wir nämlich nicht, wie viele Ressourcen in die Produktion fließen.